

Innerer Friede und Wiederaufbau.

Nach ein Wort zur konfessionellen Brunnengrängung

In einem neuen Aufsatze habe ich mich ge-
wungen gesehen, den nicht gerade neuen, aber so
außerordentlich wichtigen Gedanken zu erörtern,
daß der innere Friede, d. h. die von aufrichtigem
Wohlgelunden und wechselseitigen Vertrauen ge-
tragenen Beziehungen aller Staatsbürger zu einander
die unerläßliche Voraussetzung für den Wiederauf-
bau deutscher Volksgemeinschaft darstellt. Der innere
Friede also eine unabweisbare Forderung vater-
ländischer Interessen bildet. Ich fühle mich zur
nochmaligen Feststellung dieser Vinfenwahrschein-
lichkeit durch die seit einiger Zeit von bestimm-
ten Kreisen stetig, gewissermaßen berufungs-
mäßig betriebene konfessionelle Brunnengrängung,
ein Gebahren, das den Gedanken nahe legen
muß, daß den Leuten, an die ich meine damaligen
Worte in erster Linie und ausdrücklich richtete, ent-
weder die wahre vaterländische Stimmung oder
der rechte Begriff dessen, was man „konfessionelle
Beziehungen“ zu nennen pflegt, abgehe. Da aber beileibe
niemand den ersten Namen Vorwurf sich wird
machen lassen wollen, wird erklärt, daß der
„Reichsbote“ und die ihm geistesverwandten, im
antiquarischen Reichsverband und ähnlichen
Körperschaften zusammengefügten Zeitgenossen
alles daran setzen, zu beweisen, daß ihre Behauptung
nicht den Kampf gegen die katholische Kirche, son-
dern nur gegen den jesuitisch-ultramontanen entarte-
ten Teil der Katholiken erziele, und daß dieser
Kampf dem deutschen Vaterlande nur zum Besten
gereichen könne. Ein stark abgenutzter, auf Deut-
schlands Zukunft bedenklicher Kunstgriff!

Ich war daher nicht überrascht, als ich soeben
in der friedlichen Abgeschiedenheit der schönen
Alpenlandschaft, in der ich gerne unbehelligt von
den Kämpfen der Gegenwart einige Wochen der
Ruhe gepflegt hätte, ein Blatt des „Reichsboten“
von betrübender Seite zugefand, in welchem
in dem vorstehend angeführten Sinne eine
Widerlegung der von dem Herrn Dr. Martin
Fahbender, der in der Redaktion des „Reichsboten“
sitzt, veröffentlichten Ausführungen zu lesen war.
Ich habe mich daher nicht überlassen, als ich soeben
in der friedlichen Abgeschiedenheit der schönen
Alpenlandschaft, in der ich gerne unbehelligt von
den Kämpfen der Gegenwart einige Wochen der
Ruhe gepflegt hätte, ein Blatt des „Reichsboten“
von betrübender Seite zugefand, in welchem
in dem vorstehend angeführten Sinne eine
Widerlegung der von dem Herrn Dr. Martin
Fahbender, der in der Redaktion des „Reichsboten“
sitzt, veröffentlichten Ausführungen zu lesen war.

Es widerstrebt mir außerordentlich, bei einer
Polenik persönlich zu werden. Und es gehört auch
nicht zu meinen Pflichten, gegenfällige An-
schauungen in derben Ausdrücken zum Ausdruck
zu bringen. Wenn ich aber den Versuch einer Ver-
schärfung der konfessionellen Gegensätze in der
heutigen Zeit als „frivol und gemeinheitsförmig“ be-
zeichnet habe, so sind das in der Tat die mildesten Aus-
drücke, die man für die gekennzeichnete Handlungs-
weise gebrauchen kann. Trotz aller friedfertigen
Gesinnung, deren ich mich rühnen darf, kam ich
mich doch nicht entschließen, die Verantwortung der
Abgabe des „Reichsboten“ mit einer verbind-
lichen Erklärung zu versehen, fast doch schon ein
altes Sprichwort: „auf einen großen Alch gehört ein
großer Eitel.“ Vorbedacht bin ich nicht auf
die Heinsbröckchen Angüsse nicht eingegangen,
da der Zweck meines Aufsatzes nur auf die Erleu-
terung der Notwendigkeit des inneren Friedens im
allgemeinen gerichtet war und ich mich darauf be-
weisen wäre, und er sehr wohl in der Kirche auch
ohne Zugabe des Jesuitenordens hätte be-
gründet, welche letztere ja gar nicht notwendig ge-
eigneten Satzes darzulegen. Wenn aber der

von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Martin Fahbender.

„Reichsbote“ nunmehr die dringende Forderung
stellt, auf die Heinsbröckchen Punkte näher ein-
zugehen, so sieht man, wie verwandt der Heins-
bröckchen Geist demjenigen des „Reichsboten“ ist,
und es liegt die Vermutung nahe, daß es den Wün-
schen des letzteren entspräche, wenn die Geistesver-
wandtschaft Heinsbröckchen gegenüber der katholischen
Kirche als Massengestaltung in die gesamten nicht-
katholischen Kreise eindringen würde. Wenn das
aber die „nationale evangelische Denkwelt“ ein-
schließen würde, von welcher letzterer der Reichsbote
in Nr. 830 sagt, daß sie keine Eigenart vor anderen
Mätern ausmache, dann Grabe Gott uns armen
Deutschen wegen der auf diese Weise immer weiter
um sich fressenden Eklektizität der inneren Zerrissen-
heit unseres Vaterlandes!

Weshalb gerade die Apostatenpsychologie so ver-
hängnisvoll in unserem Volke zu wirken imstande
ist, liegt in der dieser eigenen größeren Geschäftigkeit
gegenüber der katholischen Kirche, als sie der ge-
borene Protestant auszubringen imstande ist. Und
das ist so zu erklären: Aber auch nur eine ganz
oberflächliche Kenntnis der psychologischen For-
schungsresultate besitzt, weiß, daß feile Einge-
denke um so fester haften und um so schwerer aus
der Seele zu verdrängen sind, als sie ursprünglich
möglichst in die Seele eingeprägt worden sind.
Darüber kam aber kein Zweifel bestehen, daß die
Aufnahme in den Priesterstand und in einen Or-
den so eindrucksvoll in der katholischen Kirche ge-
staltet werden, daß sie auch für den apostatischen
Ordensmann nach dem Wälzen von seiner Kirche ein
schwer zu verdrängendes feile Eingeprägt und
großes Ereignis darstellen. Wäre das letztere nicht
der Fall, dann wäre der Betreffende ja gar nicht
ernst zu nehmen. Damit haben wir aber eine Er-
klärung für die Tatsache, daß so viele Apostaten
unter die geradezu fanatische Zwangsvorstellung
geraten, ihr Gewissen auf dem Wege der psychologi-
schen Schlussfolgerung zur Verhütung bringen zu
müssen, indem man die sittliche Verantwortlichkeit
des Abfalles mit der sittlichen Minderwertigkeit der
Abgewandenen und Einrichtungen der katholischen
Kirche zu begründen sucht.

Wenn nun in der Erörterung des „Reichsboten“
auf meinen Aufsatz an der Hand des Heinsbröckchen
Bamphletes die Unterfcheidung zwischen Heins-
bröckchen und jesuitischen Katholizismus und der
katholischen Kirche als folger wiederum gemacht
wird, so tritt hier die Spiegelbildlichkeit ganz klar in
den Erscheinung, indem doch Heinsbröckchen nicht nur
den Jesuitismus, sondern auch die katholische
Glaubenslehre in ihrer Gesamtheit ablehnt; hat
sich doch Heinsbröckchen nicht allein vom Jesuiten-
orden, sondern auch von der katholischen Kirche
den können, da ihm die Erlaubnis zum Austritt
aus dem Orden auf Ansuchen sofort gewährt wor-
den wäre. Aus dem Heinsbröckchen Buche „14
Jahre Jesuit“ erfahren wir aber, daß J. schon
längere Zeit innerlich mit der Kirche zerfallen war,
ehe er den Austritt äußerlich vollzogen hat, daß er
auch aus der protestantischen Landeskirche wieder
ausgetreten ist, daß er das Grunddogma des Chris-
tenthums, die Gottheit Christi, leugnet, ja daß das
Christentum überhaupt für ihn nur noch ein Pro-
blem bedeutet. Aber mit solchen Zeugnissen macht
der allerschärfste „Reichsbote“ sehr gerne gemeinsame
Sache — und das nennt man dann Vertreibung
deutscher protestantischer Interessen. Aus solch
tribünen Quellen schöpft der Reichsbote seine Kennt-
nisse über das Wesen des Katholizismus. Die
Volksmassen verheizen die Heinsbröckchen Cla-
borate als solche nicht, da sie eine gewisse theo-
logische Schulung voraussetzen, aber eines bleibt
fester haften: der antikatolische Instinkt, die Ab-
neigung gegen alles Katholische, das Mißtrauen
gegen die Katholiken, der falsche Gesichtswinkel,
unter dem alles Katholische angesehen wird — Er-
klärungen wolle, die Ungeheuerlichkeit nur eines
Jesuitenordens, die unser öffentliches Leben vergiften
müssen.

61. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Frankfurt a. M. vom 27. bis 30. August 1921.

Welche es als seine Ehrenpflicht, tätigen Anteil
zu nehmen an der großen katholischen Versammlung vom
27.—30. August in Frankfurt a. M.

Die 61. Generalversammlung der Katholiken
Deutschlands vom 27.—30. August muß eine machtvollste
Kundgebung katholischen Geistes werden. Entschiede
auch du dich an dem Feuer des Glaubens, das hier
lecken wird. Komme!

Die diesjährige Generalversammlung der Katho-
liken ist besonders wichtig. Vieles ist neu zu schaffen;
manches umzugestalten. Die katholischen Väter und
Schwestern ganz Deutschlands wollen sich zusammen-
finden zu gemeinamen Rat. Auch du darfst nicht
fehlen!

Hast du schon deine Mitgliedskarte für die 61.
Generalversammlung der Katholiken Deutschlands
beantragt? Wenn nicht, tue es sofort mittels Zahlkarte
(22 Mark) an die Kassabank Frankfurt a. M. (Post-
fach 11 100) oder an Kassabank Postamt, Frankfurt
am Main (Postfach 7418).

Kannst du nicht persönlich an der General-Versam-
lung der Katholiken teilnehmen, darfst du doch Mitglied
werden. Du unterstühst dann das große Werk durch
deinen Mitgliedsbeitrag (22 Mark). Tue es heute noch!

Die neuen Steuererleichterungen.

Der Entwurf eines Vermögenssteuer-
gesetzes, das an die Stelle des Reichsnotopfers
treten soll, ist von diesem der beschleunigt zu
entscheidende Teil übrig läßt, will alle neugebildeten
Vermögen erfassen und dadurch, daß der Ver-
mögenswert für drei Rechnungsjahre (Veranla-
gungszeitraum) festgelegt wird, zum ersten Male
auf Grund des Vermögensstandes vom 31. Dezem-
ber 1922 die ungleichen Vermögensverhältnisse
des Reichsnotopfers, das nach seiner Anlage der fort-
schreitenden Geldentwertung und dem Wechsel des
Wertstandes nicht folgen konnte, auszugleichen su-
chen. Bei der Bewertung des steuerbaren Ver-
mögens, das ist des gesamten beweglichen und un-
beweglichen Vermögens (Betriebs-, Grund- und
sonstiges Vermögen) nach Abzug der Schulden gel-
ten die Vorschriften der Reichsabgabenordnung
über die Wertermittlung. Für die Zeit vom 1.
April 1923 bis 1. April 1928, in der ein Zuschlag
zum Steuerbetrag erhoben wird, sollen besondere
Bewertungsgrundsätze (vom Reichsfinanzminister
nach Anhörung des Reichsrats und der berufenen
Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer) gel-
ten, die dem Wertstand der Mark Rechnung tragen
und auf Gewinn und Umsatz Rücksicht nehmen.
Als Unterlage für die Ermittlung des steuerbaren
Vermögens der Unternehmungen soll der Gesamt-
wert der Aktien, Anteilscheine und Schuldverschrei-
bungen, berechnet nach dem mittleren Börsenkurs
der drei letzten Monate vorangehenden drei Ge-
schäftsjahre, dienen können. Bis zum 31. Dezm-
ber 1921 soll veräußert werden, in eingehenden Verhand-
lungen mit Arbeitgeber und Arbeitnehmervertre-
tern der großen Wirtschaftskreise Bewertungsgrun-
dsätze zu finden, die es ermöglichen, daß hochwer-
tige Vermögensgegenstände (nichtnotierte Aktien,
Kuxe usw.) infolge der Inzulänglichkeiten der ge-
setzlichen Wertmaßstäbe sich der Besteuerung ent-
ziehen, während das im Vermögensverhältnis Kap-
italvermögen voll steuerbar muß.

Der Steuerbetrag läßt die Vermögen bis zu
50 000 M. frei, da sie bereits das Notopfer voll
entrichtet haben. Die Sätze der laufenden Ver-
mögenssteuer, die von 0,05 bis zu 1 v. H. ansteigt,
sind für die physischen Personen: für die ersten
50 000 M. des steuerpflichtigen Vermögens 1/2 v.
H., für die folgenden 100 000 M. 1 v. H., für die
150 000 M. 1 1/2 v. H., für die nächsten 200 000 M. 2 v. H.,
für die folgenden 250 000 M. 2 1/2 v. H., für die folgenden
250 000 M. 3 v. H. Nach der ersten Million folgen
zwei Staffeln von je 500 000 M. Nächste Staffel 1
Million M., nächste 2 Millionen M., nächste 5 Mil-

lionen M., nächste 10 Millionen M. In jeder dieser
Staffeln erhöht sich der Steuerbetrag um 1 v. H. Für
die Beträge über 20 Millionen M. beträgt der
Steuerbetrag 10 v. H.

Das finanzielle Schwerkraft der Vorlage
liegt in dem Zuschlag von 300 v. H. für die phy-
sischen Personen, der auf die Dauer von 15 Jahren
an die Stelle des fortfallenden Notopfers treten
soll. Für die Erwerbsgesellschaften beträgt die
Steuer 1 1/2 v. H., der Zuschlag 150 v. H. der Ver-
mögenssteuer.

Als Betriebsvermögen, dessen Begriff neugestat-
tet wird, soll der Aktienbesitz behandelt werden,
wenn dem Anteilhaber mehr als 5 v. H. der An-
teile zustehen, und er den Geschäftsbetrieb mit-
leitet, was stets angenommen wird, wenn dem An-
teilhaber mehr als 20 v. H. der Anteile zustehen.
Steuerliche Vorzugsaktionen sind vorgesehen für
Kleinrentner bis 850 000 M. Vermögen und 14 000
M. Einkommen, sowie für Besitzer von Vermögen,
die den Betrag von 50 000 M. nur wenig über-
schreiten. Die Steuer einschließlich Zuschlag be-
trägt 1 v. H. bei 100 000 M. Vermögen 300 M., bei
500 000 M. Vermögen 3000 M., bei 1 Million M.
Vermögen 8500 M., bei 10 Millionen M. Vermögen
82500 M., bei 100 Millionen M. Vermögen
825000 M.

Nach dem Entwurf eines Vermögenssteu-
er- und Erbschaftsteuergesetzes sind die Freigrenzen
100 000 M. Vermögen, 25 000 M. Zuwachs. Der
Steuerbetrag beginnt mit 1 v. H. für die ersten 100 000
M. Zuwachs und steigt bis zum Höchsttag von 10
v. H. (bei Zuwachs über 6 Millionen Mark), die
Steuer beträgt 1 v. H. bei 100 000 M. Zuwachs 1000
M., bei 1 Million M. Zuwachs 30 000 M. Erför-
derlich steuerpflichtig nach den neuen Sätzen soll ent-
sprechend der neuen Vermögenssteuer, mit der die
Vermögenszuwachssteuer die gleichzeitige Veran-
lagung und die Vermögensbewertung nach den
gleichen Grundsätzen gemein hat, der in der Zeit
vom 1. Januar 1923 bis 31. Dezember 1925 ent-
stehende Vermögenszuwachs sein. Der in der Zeit
vom 30. Juni 1919 bis 31. Dezember 1921 entstan-
dene Zuwachs soll durch die Nachkriegsgewinn-
steuer (siehe Nr. 3) ersetzt werden. Von der geltenden
Vermögenssteuer weicht der Entwurf auch darin ab,
daß künftig auch zur Vermögenszuwachssteuer alle
Vermögensgegenstände einschließlich des Betriebs-
vermögens und der Grundstücke mit dem gemeinen
Werte zum Ausgleich gegenüber den in ungünsti-
ger Lage befindlichen Besitzern reines Kapital-
vermögens bewertet werden. Nicht unter die Ver-
mögenszuwachssteuer fallen Erbschaften und
Schenkungen, die bereits der Erbschaftsteuer mit
ihren stark progressiven Sätzen unterliegen.

Die Nachkriegsgewinnsteuer, welche
die Abgabe vom Vermögenszuwachs aus der Nach-
kriegszeit ist, bringt eine neue Zuwachsabgabe,
ähnlich der Kriegszu- und Abgaben vom Vermögenszuwachs,
aber mit geringeren Steuersätzen, da die hohen Sätze
dieser Steuer Kapitalflucht sowie Verschwendungsu-
sucht und produktive Wirtschaftsführung u. dgl. zur
Folge gehabt haben. Die Stichtage für die Berech-
nung des Vermögenszuwachses sind erstmalig der
30. Juni 1919 (Anfangsvermögen) und der 30. Juni
1921 (Endvermögen). Der Zeitraum zwischen bei-
den ist der Veranlagungszeitraum. Von einer
Begriffsbestimmung der Nachkriegsgewinnsteuer ist ab-
gesehen. Abgabepflichtig ist der in der Nachkriegs-
zeit entstandene Vermögenszuwachs, soweit er
100 000 M. übersteigt, und soweit das Endvermö-
gen 200 000 M. übersteigt. Demgemäß ist 1 v. H.
auch abgabefrei, wer am 30. Juni 1919 nichts be-
saß und seitdem ein Vermögen bis zu 200 000 M.
erworben hat.

Der Steuerbetrag beträgt für die ersten 100 000
M. des abgabepflichtigen Zuwachses 5 v. H., für
die folgenden 200 000 M. 10 v. H., für die folgen-
den 300 000 M. 15 v. H., für die folgenden
400 000 M. 20 v. H., für die folgende 1 Million M.
25 v. H., für die Zuwachsbeträge über 2 Millionen
M. 30 v. H. des Zuwachses. Die Belastung beträgt
1 v. H. bei 300 000 M. Vermögenszuwachs 25 000
M., bei 1 Million M. Zuwachs 150 000 M., bei 10

Lichtenstein.

Romanistische Sage
aus der württembergischen Geschichte

66) „Panger Peter“ rief der kleine Hauptmann
Müllerle mit ängstlicher Stimme, „laß uns Gottes
Wort hören; der ist fest und kann helfen. Ich
weiß noch wie heut, daß wir ihn in Ulm fangen
sollten und in Herrn von Kraits, des Reichsweibes
Stall kamen, wo er sich aufhielt, denn er war ein
Kundschafter, so machte er sich klein und immer
kleiner, bis er ein Spatz wurde und über uns hinas
flog.“

„Was?“ schrie der tapfere Oberst und rückte von
dem Spielmann hinweg, „der ist? Wo dann der
Magistrat aufrufen ließ, man solle alle Spähen
tötschlegen, weil sich ein württemberger Späher in
einen verwandelt habe? Man heißt sie, glaub' ich,
heißt noch die Ulmer Spähen.“

„Der ist!“ flüsterte Müllerle; „es ist der Pfeifer
von Hardt, ich hab ihn gleich erkannt.“

Der Oberst und die Hauptleute hatten sich von
ihrem Erlaunen noch nicht ganz erholt. Sie sahen
den Mann, von welchem der Ruf so wunderbare
Dinge erzählt, halb ängstlich, halb neugierig an.
Er selbst hatte ein zu wohlgeübtes Ohr, als daß er
nicht verstanden hätte, was diese Leute unter sich
flüsterten; aber er tat, als bemerkte er ihre Stimmen
und Vernehmen nicht; er beschäftigte sich ruhig
mit Feuern Ziffern. Endlich sah sich der lange
Pfeifer, wohlhablicher Oberst dieses Heeres, ein Herz
zuwenden dem Wart einigemal, zog dann den unge-
heuren Hut vom Kopf und sprach: „Verzeihet doch,
lieber Gezele, werthgeschätzter Pfeifer, daß wir so
ohne Umstände mit Euch verfahren sind; konnten
wir denn wissen, wen wir da neben uns haben?
Seid vielmals gegrüßt, hab' schon oft, Gott straf
mein! Zeel“, gedacht, möchte nur einmal den für-
trefflichen Keel sehen. Den Pfeifer von Hardt, der
in Ulm am hellen Tag als Spatz ausgeflogen.“

„Oh schon gut“, unterbrach ihn der Spielmann

unmühtig; „laßt die alten Geschichten ruhen. Nun,
von wegen des Herzogs kam mir die Nachricht zu,
ich soll euch Herren auf den heutigen Tag auf-
suchen, und wenn ihr noch geneigt wäret, mit ihm
zu ziehen, so wollte er gerne gehen, was ihr ihm
vorgeschlagen.“

„Canto sacramental das ist ein frommer Herr!
ein Goldgäulen des Monats und täglich vier Maaz
Wein! Er soll leben!“

„Und wann wird er kommen?“ fragte der
Hauptmann Rösler; „wo werden wir zu ihm
stoßen?“

„Wenn sein Unglück geschehen ist, heute noch.
Heute ist er auf Heimsehn losgebrochen, die Be-
sorgung ist schwach. Wenn er sie überwältigt hat,
rückt er heute noch weiter.“

„Schant! reitet dort unten nicht ein Geharnisch-
ter? Sieht aus wie ein Ritter!“ Die Männer
sahen aufmerksam nach dem Ende des Tales. Dort
sah man einen Helm und Harnisch in der Sonne
blinken, auch ein Pferd wurde hie und da sichtbar.
Der Pfeifer von Hardt sprang auf und stürmte auf
die Höhe hinan. Von diesem hohen Standpunkt
konnte er das Tal besser übersehen. Nach war der
Ritter zu fern, als daß er seine Züge hätte erkennen
können, aber er glaubte seine Geliebte zu er-
kennen, er glaubte den Mann zu erkennen, den er
in dieser Stunde erwartete.

„Was siehst du?“ riefen die Hauptleute. „Ist
es einer, der zufällig durchs Tal reitet, oder glaubst
du, er kommt vom Herzog?“

„Richtig, weiß und blau ist die Schärpe“, sprach
der Pfeifer; „das ist kein langes Haar. So fahrt er zu
Pferd. Er du Goldgäulen, willkommen in Würt-
temberg! Jetzt sieht er eure Wachen, jetzt reitet er
auf sie zu; schau, wie die Büschel ihre Lanzen vor-
strecken und die Weine auspreisen.“

„Ja, was Landsknechte sind, die verstehen den
Kriegsbrauch; darf keiner vorher, wo die Haupt-
leute liegen, ohne daß er Rede steht.“

„Gall! jetzt rufen sie ihn an; er spricht mit
ihnen, sie denken hierher; er kommt!“ Der Pfeifer

von Hardt stieg mit freudbeglähendem Gesicht vom
Baum herab.

„Diavolo maledetto! bassam marendetel! Zie
werden ihn doch nicht allein reiten lassen? Er
wird doch einer sein, der ein Ägel führen nach
Kriegsbrauch! Wie? Ist es ein Ritter, der kommt?“

„Ein Edelmann, so gut wie einer im Reich!“
antwortete der Pfeifer; „und der Herzog ist ihm
sehr gewogen.“ Bei dieser Nachricht standen die
Hauptleute auf, denn ob sie sich gleich nicht wenig
unzufrieden, Hauptleute zu heißen, so wußten sie
doch, daß sie eigentlich nur Landsknechte und dem
Ritter jedes Zeichen von Ehrerbietung schuldig
seien. Der Oberst aber setzte sich gravitätisch am
Fuß der Höhe nieder, strich den Bart, daß er hell
glänzte, setzte den großen Hut mit der Hahnenfeder
zurecht, stützte sich auf seinen großen Hiebert und er-
wartete so den Ritter.

27.

Dem Plake, wo die Hauptleute und der lange
Pfeifer, ihr Oberst, versammelt waren, nahte sich jetzt
ein geharnischter Reiter, dessen Pferd von zwei
Landsknechten geführt wurde. Der Ritter hatte
das Wasser seines blauen Helms herabgeschlagen,
die breiten Schultern und die kräftigen Beenden und
Beine waren mit Platten und Schienen von Stahl
verhüllt, aber wallenden Federn seines Helmbüsches
und die wohlbestimmten Farben einer Schärpe, die
über den Panzer herabfiel, die Haltung und das
edle, kräftige Wesen des Reitenden hatten dem
Pfeifer von Hardt längst gesagt, wen er zu erwarten
habe. Und er betrug sie nicht, denn einer der
Knechte trat jetzt vor den Oberst und berichtete, daß
der „Gole von Sturmfeder“ mit den Anführern der
abgewandten Landsknechte etwas zu sprechen habe.

Der lange Pfeifer antwortete im Namen der
abgewandten: „Zag ihm, er ist willkommen. Peter
Günzinger der Oberst, Stabser von Wien, Conrad
der Wagnsbürger, Rathsraat Rösler und der
tapfere Müllerle, wohlbestellte Hauptleute, erwar-
ten ihn zum Gespräch.“

„Gott straf' mein! Zeel“, er hat einen schönen
Harnisch und einen Helm wie der König Franz,
aber sein Gaul dürfte besser sein, Mordbille! Er ist
an allen vieren steil!“

„Das ist holt, fog ich, weil er den ganzen Som-
mer g'stonben ist in Mömpelgard beim Herzog.“

Die Männer belächelten den Wit des Wagners,
doch hüteten sie sich, ihre Freude laut werden zu
lassen, denn der Ritter hielt nicht allzuferne. Noch
immer machte er keine Miene, abzustiegen und sich
ihnen zu nähern. Er sprach mit dem Knecht, schlug
dann das Wasser auf und zeigte ein schönes, freun-
dliches Gesicht. „Sieht dort nicht Hans, der Spiel-
mann?“ rief er mit lauter Stimme. „Erlaubet,
daß er ein wenig zu mir trete.“

Der Oberst nickte dem Pfeifer zu, er ging, und
der Junke schwang sich vom Pferde. „Willkommen
in Württemberg, edler Herr!“ rief der Mann von
Hardt, indem er den Handschlag des Junkers treu-
herzig erwiderte. „Bringt Ihr gute Botschaft? Ich
seh' es Euch an den Augen an, es steht gut mit
dem Herzog!“

„Kommt tritt hier ein wenig auf die Seite“,
sagte Georg von Sturmfeder mit freudiger Hast.
„Wie steht es auf Lichtenstein? Denkt sie an mich?
Hast du einen Brief, ein paar Zeilen? O gib mir
schnell! Was läßt sie mir sagen, guter Hans?“

Der Pfeifer lächelte schlaun über die Ungeduld
des liebenden Jünglings. „Einen Brief hab ich
nicht; keine Zeile. Sie ist gesund und der alte Herr
auch; das ist alles, was ich weiß.“

„Wie!“ unterbrach ihn Georg. „Keinen Gruß!
Keine Botschaft? So hat sie dich gewiß nicht ziehen
lassen!“

„Als ich vorgestern Abschied nahm, sagte das
Fräulein: „Sag ihm, er soll sich spüren, daß er ein-
zieht in Stuttgart.“ Sie wurde gerade so rot, wie
Ihr jetzt, als sie dies sprach.“

(Fortsetzung folgt.)

Schnehe, Lederwaren, färben man wie Brauns, Wilbra
Wilhelm Brauns, O. m. h. M., Gießenburg Ver. Sie Gratißbrocherei Nr. 2.

Die Geißel der Kulturvölker.

Rum ist es eine anerkannte Tatsache, daß Menschen, die aus irgend einem Grunde vom allgemeinen Verkehr abgeheilt waren, sich als ganz besonders empfänglich erwiesen. Die Verbreitung der menschlichen Tuberkulose vollzieht sich aber durch Bakterien, und die Uebertragung dieser Bakterien geschieht in der Regel durch an Lungenschwindsucht leidende Personen. Neueste Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß als Krankheitsverbreiter solche Personen nicht allein in Betracht

Unpolitische Zeitläufe.

Familie und Familienanzeigen.

Verlobungen, Hochzeiten, Geburten und Begräbnisse und ja Sachen, die ihrer Natur nach an die Oeffentlichkeit fallen. Je breiter die Oeffentlichkeit, desto besser. Das geeignetste Mittel dazu ist die Anzeiger in der Zeitung, die von der betreffenden Familie als „unser“ Mittel betrachtet wird.

kommen. Es gibt eine große Anzahl anscheinend gesunder Individuen, die dennoch von einer allerdings nur durch Tuberkulin-Injektion festgestellten Infektion ergriffen sind die bisweilen Kaskillen anscheinend und so ihre Umgebung anstecken können. Wenn sich daher Tuberkulose da gezeigt, wo bisher kein Fall bekannt geworden war, so geht daraus hervor, daß die Krankheit sich durch einen jenen. Bakterienträger verbreitet hat, der dem Kinschen nach ganz gelang war. Es ist danach zu verstehen, daß die Krankheit auch nach denselben Theilen der Welt vordrang, die ihrer Infektion den wirksamsten Schutz gegen die Infektion besitzen, und die auch keine der Tuberkulose unterworfenen Tiere scheiterten. So war es z. B. mit Grönland und Lappland. In solchen Fällen nicht lange von der Tuberkulose ergriffenen Länder, die die Infektion und rasch verlaufenden Fälle die Regel einer Erscheinung, die man in unseren Gegenden bei kleinen Kindern beobachtet hat. Die neuverwundene Erkenntnis macht nun freilich den Kampf gegen die Tuberkulose schwieriger, es wenn er sich vor allem darauf zu richten hätte, die Lebensweise und die nötige Abgrenzung der offensichtlich Erkrankten zu regeln. Die sich daraus ergebende Aufgabe besteht darin, das System des Nachwächers der Krankheit aus genaueste auszubilden. Es ist klar, daß der Mensch dann denken können, verdächtige Personen dadurch abzuhalten, so wozu gewisse Verträge zu ergreifen, und die meisten nicht zu verhindern wollen, zu reisen oder in Gemeinschaft mit Gesunden zu leben. Aber wir müssen sie durch Beobachtung und Beobachtung in der Öffentlichkeit ausschließen. Dadurch müssen alle Organisationen, die sich den Kampf gegen die Geißel der Menschheit zum Ziel gesetzt haben, und die Gesundheitsbehörden aller Länder streben.

Wege des Wohltuns.

Von Generalsekretär J. Weeking.

Auf dem Londoner Kongress war auch der Schweizer Forscher, Spahlinger, anwesend, dessen Heilerfolge in jähren vorgeschrittener Tuberculose Aufsehen erregt haben. Die Diskussion über sein Verfahren wurde jedoch bis zum nächsten Jahre vertagt, da eine Erörterung von Behandlungsmethoden auf der diesjährigen Zusammenkunft nicht vorgesehen war. Spahlingers System soll in der Impfung mit einer Reihe von Eren bestehen, die auf einer größeren Anzahl von Tieren gewonnen und in einem lange Zeit dauernden Verfahren zubereitet werden.

Unterm Berliner Giftbaum der Börse.

Draußen in der Vorgelände: die Kraftwagen stehen still. Auto hinter Auto. An beiden Seiten des Bürgersteigs. In der Vorhalle: die Garderoben. Alle Frauen hübsch. Alle Güte, wo man hinsieht. Ueberfall! Man faßt die Drehscheibe, droht einem das Ohr. Die Mitternacht mit vielen Paufen. Oder, moderner, wie eine Jazz-Bande. Schon steht man im Saal. Menschen rennen über das Parquet. Schreien, Brüllen, Tränen, Stöhnen, Knäuel weizen sich. Amittien ragt eine Hand heraus, sticht einer einen Finger zitternd in die Höhe. Weilschies fliegen über Wälder. Die Streiche kreischen in der Hekt der Tafeln. Namen saufen durch den Raum. Die Gelächter sind verzerrt. Tempo der Hauffe.

Telegramme flauen hin an. Zeitel flattern zum Boden. Neue Menschenmassen schuppen nach. Die ein

Der Vorhofpo! So herzlich gedocht. Mit Wandel-
gängen und Aufhebungen. Menschenfreundliche Einrich-
tung für gewöhnliche Tage. Heute: verändert. Abstim-
mungen. Die Aufhebung als Schreienunterlagen ver-
werfen. Befehl von Zahlenbüchern, denen frische Auf-
sicht nicht, die den Tinnus daneben unter dem Dach
nehmen, weil man ihnen drei die Gelenbogen wund ge-
schlagen hat. Tempo! Tempo! Tempo!
Gonghalt! Gonghalt! Gonghalt!
zu Ende. Die Schreier sind heiser. Die Camera im
Hals. Die Finger und Füße tun ihnen auch weh. Nach-
den aber immer noch. Krachlos. Millionenwerdende
Reimer verloren. Tempo der Haufe.

Ein Amerikaner über Deutschland.

Aus Hob und Fern.

Aus Nah und Fern.

Kempen, 18. Aug. Zur Frage der Kartoffelverföorgung traten hier die Bürgermeister des Kreises, Vertreter der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer zu einer Besprechung zusammen. Man einigte sich dahin, zur Verforung der Kreiseingesessenen zunächst im Kreise selbst alle Schritte zu tun, um eine genügende Verforung zu sichern. Die Kreisräthe soll demnächst darüber wachen.

Am Krankenbette eines Kindes.

Am Krankenbette eines Kindes.

Von Josef Bremer (Gustorf).

Da öffnet sie leise die Thüre. Eine Gespielin des Rindes bringt einen Blumenstrauß und wirft einen kurzen Blick auf die liebe Freundin. Reden kann sie nicht. Stöhnen schwärmen in ihren Augen. Die Blumen kommen ihr mit stummer Sprache zu Hilfe und legen das, was sie selbst nicht sagen kann. Lebe, wie sie gekommen, verläßt die Gespielin wieder das Kranzenzimmer. Sind ihre Blumen ein allerleibst, stummer Gruß? Sind sie der leise Gruß des Lebens, bevor der Tod seine kalte Hand noch einer armen Bekanntenhofs ausstreckt? Die Mutter stellt die Blumen auf einen kleinen Tisch, dem Kranzenbette gegenüber. Willen aus demselben her-

Freude, an Leben und Gommenschein!
Das Kind verflucht die Sprache der Rose und lächelt
nit. Muttertraue und Kindesage leuchten ineinander
die helle Sterne. Das Kind atmet regemäßig
und schlug. Rächelnd schnebelt es hüben in einen tiefen
Abgrund. Rächelnd pünktet sein weiches Köpfchen einen Ha-
gen zu einem schönen Traume, zu einem Traume von
Frühling und Frieden, von Leben und Gommenschein. So
will es die Rose, die Wundenbögen.
Der schöne Traum wird Wahrheit. Die Fieberfiedeln
auf den Wangen verfließen mehr und mehr, und Rosen,
von Herbstwind genährt, blühen schüchtern auf an ihrer
Wurde. Dem Senfmann ist seine Deute abgefallen. Die
Kutter öffnet leise einen Spalt am Fenster. Ein vor-
dringlicher Sonnenstrahl schläft herein. Da fällt ein Blatt
der Rose nieder zur Erde. Ein zweites folgt bald nach.
Die Rose stirbt. Sie hat sich verblüht für das franks
Kind.

